

statutenwidrige Beschlüsse des Vorjahres die Stammactionäre um ihren rechtmäßigen Antheil bringen könne, ganz ausgeschlossen ist dies aber deshalb, weil der Vorjahrsbeschluss, wie oben gezeigt, durch Vorspiegelung falscher Thatfachen seitens der Verwaltung zustande gekommen ist. Die Stammactionäre haben verzichtet, um das Betriebscapital der Unternehmung zu erhöhen, nicht aber um die Dividende der Prioritätsactionäre aufzubessern. Der Restgewinn des Vorjahres mußte, wenn der statutenwidrige Beschluss schon einmal gefasst war, einfach alljährlich wieder vorgetragen werden, bis die Verhältnisse des Unternehmens erlaubten, ihn den Stammactionären als Dividende auszuschütten. Der protestierende Actionär wird kaum sein Recht finden. Da der landesfürstliche Commissär im Vorjahre nicht die Statutenwidrigkeit und neuer nicht die Unbilligkeit und Rechtswidrigkeit der gefassten Beschlüsse erkannt hat, wird er jetzt gewiß nicht sich selbst desavouieren wollen und veranlassen, daß dem Proteste Folge gegeben werde. Aber da jetzt an einem Actien-gesetz gearbeitet wird, so sei den beteiligten Herren Referenten empfohlen, bei Ausarbeitung der gesetzlichen Bestimmungen auch dieses Vorfalls zu gedenken und die geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit bei Vorkommen verschiedener Actienkategorien die Majorisierung der einen durch die andere hintangehalten werde.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Renaissance, Gastspiel der Truppe Novelli, „La mort civile“ von Paolo Giacometti. Dresden, Residenztheater, Gastspiel der Reichenhofer, „Die sittliche Forderung“ und „Juana“.

Im Burgtheater hat Herr Pittschau vom Berliner Theater gastiert, ein massiver, klobiger und lärmender Schauspieler, recht ordinär, mit den schlechten Manieren der Berliner Schule, doch ohne ihren Verstand. Seine rohen Mittel beherrscht er nicht, mit den Geberden weiß er sich nicht zu helfen und statt zu sprechen, lallt er wie ein betrunkenen Bauer herum. Er hat sehr mißfallen: er wird also gewiß engagiert.

Als dritte Rolle hat die Witt die Margarethe in den alten „Hagestolzen“ gespielt. Die Laune ihres glücklichen Wesens ist unbeschreiblich, nie hat eine Schauspielerin die Wiener schneller bethört. Sie tritt auf und das reinste Behagen ist da, sie lächelt kaum und alle sind froh, sie läßt ihre schnellende Stimme bloß ein wenig gurren, wie eine Taube, und wir sehnen uns mit ihr.

Die Schlierseer sind jetzt wieder im Volkstheater. Rosegger hat über sie geschrieben: „Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben.“ Einfacher kann man nicht sagen, was ihnen ihre Macht gibt. Wir haben heute auf keiner deutschen Bühne ein Ensemble, das sich mit ihnen vergleichen darf. Hier ist ein Schauspieler, der uns abnen läßt, daß er mehr Leidenschaft oder Gemüth hat, als er schauspielerisch ausdrücken kann: es fehlt ihm an Kunst. Dort sehen wir einen anderen, der mehr ausdrückt, als er hat: es ist keine Natur da. Die einen sind Dilettanten, andere sind Virtuosen. Aber in dieser Truppe ist jeder ein vollkommener Schauspieler seiner selbst: keiner ist mehr, als er schauspielerisch kann, keiner kann mehr, als er ist, jeder hat gelernt, mit seinem ganzen Wesen zu spielen. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben. Das ist ihr großes Geheimnis. Wir wollen auf der Bühne besondere Stücke der Menschheit sehen, aber sie müssen, mit Goethe zu reden, „bühnenhaft“ sein: es muß ihnen gegeben sein, das auch zu scheinen, was sie sind, ganz so, wie sie es sind. Der Josef Meth, die Dengg, die Keil, die Gaigl und der unermüdete, unerschöpfliche Terofal — wie stark, wie rein sind diese Menschen! Aber sie haben auch gelernt, jeden Laut ihres Wesens zum schauspielerischen Ton zu bilden. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben.

In zwei Vorstellungen der Opernschule des Conservatoriums hatte das Publicum Gelegenheit, die künftigen Größen unserer deutschen Bühnen kennen zu lernen und sich von den Leistungen der Schule zu überzeugen. Es wurden zum Theil sehr beachtenswerte Resultate erzielt, namentlich bei den Damen, während die Herren, die ohnehin spärlicher die Fachschule besuchen und aus den verschiedensten Berufsarten erst später der Bühne sich widmen, in den Conservatorien meist die weniger bedeutenden Leistungen ergeben. In Fräulein Ethofer lernten wir eine distinguirte Bühnenercheinung kennen, deren sympathischer Mezzosopran wohlklingende Altöne verräth. Fräulein Fendrich ließ als Margarethe in der Darstellung wohl noch die Schablone der Schule merken, sang jedoch die Schmuclarie mit etwas dünner, aber ausreichender Stimme recht hübsch. Fräulein Feuerstein verspricht, eine sehr gute Coloratur-Sängerin zu werden. Sie hat eine noch nicht ganz freie, aber doch schon sehr beachtenswerte Rechenfertigkeit, eine schöne, starke Stimme von seltener Höhe und reiner Intonation. Es würde ihr sehr zum Vortheil gereichen, wenn sie bei Zeiten darauf achten würde, die stereotypen lächelnde Miene während des Gesanges zu vermeiden. Als Gräfin in „Figaros Hochzeit“ bot Fräulein Gottlieb eine musikalisch bedeutende Leistung, vorläufig noch mit geringem Bühnentemperament. Fräulein Oberländer war als Selica (fünfter Act) noch etwas zaghaft, Fräulein Radin hingegen spielt schon jetzt mit großer Berbe und scheint auch Talent für selbständige Auffassung zu verrathen. Allerdings hatte sie als

Santuzza eine dankbare Aufgabe, die sie auch stimmlich vollkommen bewältigte. Eine vollkommen ausgebildete Sängerin ist die Altistin Fräulein Schemmel (Fides). Sie scheint eine fleißige und gewissenhafte Schülerin gewesen zu sein, deren solide Gesangskunst mit energischer Darstellung gepaart auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf freundlichen Erfolg wird auch Fräulein Sosna rechnen können, ebenso Fräulein Wallner, welche die delicate Scene der Zerline („Fra Diavolo“) ganz gewandt spielte. Ich setze voraus, daß ich ihre anfangs ganz verfehlte Intonation auf Rechnung der Befangenheit setzen kann, denn sie verbesserte sich im Laufe der Darstellung. In kleinen Rollen gefielen die Damen Keppich, Koller und v. Petru. Von den Damen Feuerstein, Radin und Schemmel, vielleicht auch Gottlieb und Wallner, hoffe ich, daß ich ihnen bald als hervorragenden Bühnenmitgliedern begegnen werde. Von den Herren interessierten begreiflicherweise am meisten die Tenore. Herr Mayer hatte auch als „Prophet“ und Turridu ganz hübsche Momente. Schade, daß seine Aussprache des „s“ störend ist. Herr Fadlowker hätte wohl gefänglich auch interessiert, aber sein ganz hilfloses, wenn nicht auch hoffnungsloses Spiel machte einen Erfolg unmöglich. Etwas natürliches Talent muß auch ein Schüler in solchen Dingen mitbringen, sonst thut er besser daran, den Gedanken an die Bühnenlaufbahn aufzugeben. Die Herren Erhard, Rosaliowicz und Ulrich waren ganz passable Sänger. In den Ensembles, namentlich im zweiten Act von „Figaros Hochzeit“, scheinen die jungen Künstler sämtlich eine sehr wohlthunende Sicherheit zu besitzen. So schieden wir im allgemeinen mit dem Eindruck, daß an dieser Opernschule mit viel Ernst und Eifer studiert wurde. Uebrigens fiel mir auf, daß in Kleinigkeiten die üblichen Bühnenunarten nicht nur nicht vermieden, sondern förmlich großgezogen wurden. Wie kann man bei einer Schülerdarstellung, wenn man dazu überhaupt die heikle Scene aus dem zweiten Act des „Fra Diavolo“ wählt, den Tenor das Ständchen von Schubert singen lassen? Noch dazu ein Morgenständchen in dem Moment, wo Zerline schlafen geht! Die Schüler sollen doch auch in dieser Beziehung etwas Stilgefühl bekommen. Woher sollen sie es aber nehmen, wenn es die Herren Lehrer selber nicht besitzen? Ob es rathsam ist, die Schüler an den Schreieffecten einer Cavalleria rusticana großzuziehen, ist auch sehr fraglich. Wenn schließlich jemand auf der Bühne eine Gitarre oder Mandoline spielen soll, so sollte doch jemand da sein, der den jungen Leuten zeigt, wie man das macht, damit nicht die ganze Scene lächerlich wird. Das setzt allerdings voraus, daß es der „Professor für dramatische Darstellung“ selbst weiß, was ich von Herrn Stoll leider nicht voraussetzen kann. Von der musikalischen Direction würde ich auch erwarten, daß sie streng darauf sieht, daß Coloraturstellen so gesungen werden, wie sie der Componist schrieb, nicht wie sie der Herr Capellmeister zurechtstutzt. Auf diesen Gedanken der Aenderung sollen Schüler eines guten Conservatoriums gar nicht gebracht werden. Herr Fuchs möge sich diesbezüglich die Schlusstacte der Arie der Margarethe von Balois nachsehen, oder die Phrase des Flötisten im Orchestervorpiel zum zweiten Act. Er wird mir allerdings sagen, diese letzteren Aenderungen seien schon lange üblich. Aber das ist es eben, was ich aussehe: so etwas soll nicht üblich werden und in der Schule soll man ein Extempore nicht lehren, denn es ist unmöglich, den einmal zugelassenen Extravaganzen der Bühnenleute später eine Grenze zu setzen. Mit den Schülern wären wir demnach im Ganzen zufrieden, aber manche Lehrer haben noch immer zu lernen.

R. W.

Bücher.

„Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft.“ Von Karl Theodor Reinhold. 1898 Leipzig.

In geistreicher Form philosophische Feuilletons. Sonst aber Maculatur eines bloßen Eklektikers! Auf sechshundertzweunddreißig Seiten keine Spur irgend eines sachlichen Vorschlages. Karl Theodor Reinhold in Berlin ist reich an Citaten aus fremden Autoren; allein er ist von Haus aus kein Nationalökonom. Namentlich die Kenntnis der Literatur der neuesten Zeit geht ihm ab. So bringt er zumeist nur flüchtige Skizzen eines pessimistischen Kritikers über die Extremsocialen und über die Classifier der alten Manchester-school. Auf die Socialisten wird im Allgemeinen frischweg schimpft; der gesunde Kerngedanke der Socialisten, die progressive Steuer, wird aber mit keiner Silbe gestreift. Die drei Klassiker des englischen Manchesterthums kommen ganz gut weg. Für Malthus ist Reinhold förmlich enthusiastisch; ich auch. Malthus scheint hart, ist aber tief und ehrlich. Er betonte mit großer Schärfe das Gesetz der Möglichkeit einer localen Ueberbevölkerung. Von Ricardo wird gerühmt, daß er das Lohngesetz lange vor Lassalle gelehrt habe. Schlimmer kommt Adam Smith weg. Er habe eigentlich nur das wiederholt, was schon Diogenes, Bentham und Duesnay zur Regierung gesagt hätten: Tritt mir aus der Sonne! Dem ist aber nicht so. Adam Smith hat allerdings Selbsthilfe und laissez faire gelehrt; er hat aber auch empfohlen, die Regierung solle die Justiz pflegen, die Kriegsmacht heben und in wirtschaftlicher Beziehung überall dort eingreifen, wo sich das Privatcapital als zu schwach erweise. Reinhold wirft Adam Smith und der gesamten Wissenschaft der Nationalökonomie vor, sie habe bisher keinen einzigen wirtschaftlichen Streit praktisch entschieden; das ist einfach ungerecht. Die Ideen Adam Smiths fielen gar vielfach auf fruchtbaren Boden; der Wissenschaft hat die Menschheit die Ablösung der Robot, die Entfernung des Zunftwesens, den Sturz der Stände zu verdanken. Adam Smith war kein Freihändler, sondern ein Schutzzöllner; er biß zum Beispiel die Ausschließung der fremden Schiffe von den englischen Häfen durch Cromwells Navigationsacte gut. Erst achtzig Jahre nach Adam Smith wurde England, nachdem es in der Industrie eine höhere Spitze, als alle andern Nationen, erreicht hatte, selbstverständlich, freihändlerisch. Alle anderen Nationen sind aber bis heute noch schutzzöllnerisch, eben darum, weil sie die höchste Spitze nicht erklommen haben. Das alles ist ganz natürlich; auch das, daß die große Masse, die Brot